

Aus:

Aus Jugen Tagen. Gedichten
und Bilder. Stuttgart: Schmidt
& Spang, 1857

5. WAS DES PFARRERS WILHELM WÄHREND DER SOMMERFERIEN ERLEBTE.

1,
Eines sonnenklaren Spätnachmittages zwischen drei und vier Uhr, als die lernbegierige Dorfjugend mit grossem Geschrei dem alten Schulmeister ein Rechenexempel nachsang und alle damit glücklich zu Ende waren, ging der Schulmeister Lebrecht von der Tafel weg und machte ein Fenster gegen die Wiesen auf.

„Nase hoch, Leute, was riecht ihr?“

Ungefähr neunundsiebzig mehr oder weniger reinliche, stumpfe, spitzige, schmale, breite, lange, kurze Buben- und Mädchennasen fuhren nebst deren Besitzern in die Höhe und schnupperten gegen das offene Fenster.

„Heu!“ schrie die ganze Gemeinde.

„Heu!“ sagte der Schulmeister. „Was ihr für gescheite Leute seid, wenn ihr die Sache vor der Nase habt! Heu sagen, na, das kann jeder und noch einer.“

„Warum fragt Ihr denn, Schulmeister?“ rief Gretchen, des Müllers lustiges Töchterlein, das viel Vorrechte hatte, weil es das Geschickteste war und zu oberst sass. Diesmal aber achtete der Schulmeister Lebrecht nicht auf Gretchen, sondern nahm seine Rindendose aus der Westentasche und rieb mit grossem Geräusch und geschicktem Fingerschneller eine mächtige Prise in seine gewaltige Geiernase und blinzelte mit den lebhaften schwarzen Augen gar munter aus den weissen Augenbrauengebüsch hervor.

„Heu, sagt ihr?“ hob er wieder an.

„Ja, Heu,“ brüllte der Chor.

„So, Heu, gut. Wann gibts Heu?“

„Im Heuet.“

Aus: Conrad
—
2.7.00

„Was tut man mit dem Heu?“

„Füttern.“

„Was füttern? Die Rösche?“

„Nein,“ schrie man unter grossem Gelächter, „nein, nicht die Rösche, die Kühe, das Vieh.“

„Das Vieh, richtig, das Vieh, ganz recht, ganz brav geantwortet, das Vieh. Aber was gibts sonst noch im Heuet?“

„Heuschrecken,“ rief einer.

„Heubirnen,“ ein anderer.

„Jawohl, das auch, aber das Beste? Was ist das Beste?“

„Ferien!“ krächte ein dritter.

„Ja, ja, Ferien, juhe, Ferien!“ jubelte das junge Volk. „Der Hansjokebli hats am besten gewusst, er kommt um zwei Bänke hinauf!“

Das liess sich der Hansjokebli, ein unendlich dicker, fauler Junge, der immer zuhinterst am Ofen sass und eigentlich das ganze Jahr über Ferien hatte, weil der Schulmeister sich sehr wenig an jene Winkelbewohner wandte, das liess sich also der Hansjokebli nicht zweimal sagen, raffte Tafel und Buch lustig zusammen und schoss ohne weiteres über Köpfe und Bänke weg auf den obersten Platz der vierten Bank, schob das dort sitzende Mädchen mit der rechten Schulter weiter hinein und sagte vergnügt: „So, da ists heiterer.“

Schulmeister Lebrecht aber lächelte seltsam, nahm eine neue Prise und sagte: „Wirst nicht lange da sitzen bleiben, Hansjokebli, sintemalen du dich jetzt schleunig hinauszumachen hast.“

Wie ein Pfeil war das Büblein draussen, und wie ein Klawter Holz polterte es die Stiegen hinab. Hierauf sprach der Schulmeister ferner:

„Jetzt macht nur, dass ihr auch nachkommt, und lasse sich innerhalb acht Tage keines in dieser Stube sehen, sonst rupf' ich euch an den Schläfenhaaren, ihr wisst, wie das tut! Marsch jetzt, packt euch in die Ferien!“

Die Schulstube leerte sich wie ein Sack Maikäfer. Lebrecht schaute der Jugend mit einem erleichternden Seufzer nach, sperrte dann alle Fenster weit auf, so dass die herrlichen Duftwellen des Heues so recht breit hereinströmten, und wie der Lärm der Jugend sich im Dorfe verteilte und die Schwalben so recht selig durch die warme, reine Luft schossen und alles so heimelig und friedlich dalag: der Wald, die neue Kirche, das Dorf, die Wiesen und des Schulmeisters Gärtlein mit den prächtigen Moosrosen und den hohen Lilien — da atmete der gute alte Lebrecht noch einmal ingründig auf und ging, eine neue Prise nehmend, hinab zu seiner guten alten Frau, die hinterm Haus Salat abblätterte, und sprach zu ihr: „Liebe Frau Salomea, das Beste am Schulmeisterstand ist doch das Feriengeben.“

Dann setzte er sich unter die blühende Linde und rauchte stillvergnügt sein erstes Ferienpfeifchen.

So lag nun ein breites, nicht nur acht Morgen, sondern acht Tage langes Ferienfeld vor der übergelücklichen Jugend, und sie trugen keine Aufgabengespenster heim, denk einmal, und konnten die Ferien sieden oder braten oder roh verspeisen, das war dem alten Lebrecht völlig einerlei, denn er sagte: „Wofür Aufgaben heimgeben? Den Kindern verderben sie die Ferien, und mir verbittern sie den Wiederanfang der Schule, wo ich dann das alberne Zeug auf einen Haufen durchsehen muss; da haben sie nichts davon und ich noch viel weniger.“

War eben ein eigentümlicher Mann, dieser alte Schulmeister Lebrecht.

2.

Müllers Gretchen und Pfarrers Wilhelm liefen Hand in Hand, so schnell sie konnten, das Dorf hinab heimwärts, und Wilhelm merkte erst vor dem Hause, dass er unterwegs alle Griffel und das Rechenbuch verloren hatte. Das störte ihn aber nicht im geringsten. Eilig sprang er in seine Kammer, warf das Schulzeug in die unterste Schublade und eilte wieder fort gegen

die Mühle. Er hatte nicht einmal „Guten Abend!“ gesagt und auch kein Abendbrot begehrt. Die Ferien waren ihm ins Köpfchen gestiegen, und die sollten diesen Abend schon genossen werden.

Gretchen aber sass ganz vertieft am grossen Schiefertisch daheim und löffelte eine Schüssel kalte Milch mit Brocken aus.

„Hast du schon gegessen?“ rief es.

„Nein,“ sagte Wilhelm, „ich habs vergessen.“

„Komm, kannst mir helfen, ich mag nicht alles.“

Wilhelm liess sich nicht zweimal sagen und setzte sich schnell hinzu; denn an einem fremden Orte schmeckte ihm alles besser als zu Hause, und solches Schwarzbrot wie das in der Mühle hatten sie zu Hause nicht, lauter weisses, langweiliges, und das schwarze sei doch viel besser, meinte Wilhelm.

In der Stube war niemand als die beiden Kinder. Doch nein, hält, es waren mehr als zweitausend Leute da, ich habe mich geirrt. Und diese zweitausend und mehr liessen sich so wohl sein wie die Kinder, liefen ohne Scheu auf Brot und Schüssel, auf Boden, Diele, an den Fenstern, Vorhängen und Schränken umher, und wenn du noch nicht weisst, wie diese Leute hiessen, so tut es mir recht leid.

„Du, die habens doch am besten auf der Welt,“ sagte Wilhelm zu Gretchen.

„Warum?“

„Die haben das ganze Jahr Ferien.“

„Oho,“ lachte Gretchen, „hats die auch gut da in der Schüssel?“

„Nein, die nicht,“ sagte Wilhelm, tauchte den Finger in die Milch und fischte die gierige Fliege (Ach, also Fliegen waren es? Richtig!) wieder heraus. „Aber was wollen wir nun tun in diesen acht Tagen?“ fragte er.

„Ja, das werden wir schon sehen,“ sagte Gretchen. „Heute haben wir Freitag, am Montag wird die grosse Wiese gemäht, und dann helfen wir mit, magst?“

„Ja, und nachher?“

„Nachher fahren wir einmal in die Stadt, Vater hats mir schon lange versprochen, und dann musst du auch mit.“

„Und dann?“

„Und dann? Nu, und dann machen wir noch allerlei, wir gehen spazieren, gehen in euern Garten, in den Wald und ins Dorf. Oh, wart nur, ich weiss schon! — Halt, siehst du, dort auf den Sägebäumen sitzt der Hansjokebli und die Marie und der Christen und wer noch?“

„Der Konrad und Meiers Hans, wir wollen Spiele machen!“

Die Kinder eilten hinab zu den übrigen; es ward „Fangen“ ausgemacht, sie stellten sich in einen Kreis, und Gretchen zählte ab:

„Ene dene Taffetband,
's ist nicht weit von Engelland,
Engelland ist zugeschlossen;
's Schlüsselchen ist abgebrochen.

Bauer, bind dein Hündlein an,
Dass es mich nicht beissen kann!
Beisst es mich, so straf' ich dich,
Hundert Thaler kost' es dich!“

Alle traten aus bis auf Gretchen und Wilhelm.

„Wart, ich will ein anderes sagen,“ rief Gretchen.

„Anzkiis kwunzkiis kwischpiis kluus,
ee pee tipsi ee lee muus
icki picki gramatikki
ucki pucki klein karnuus!“

Es traf Wilhelm.

Nun stob die Schar nach allen Winden. Wilhelm stand noch ein wenig still und schaute äusserst pffiffig um sich, wer wohl am leichtesten zu fangen sein möchte.

Hansjokebli sass ganz in der Nähe auf einem Haufen Sägebäume, schlug sich mit der Hand auf den Backen und neckte: „Komm, 's beisst mich!“

Krämers Marie kauerte etwa zwanzig Schritte von Wilhelm im Grase und rief in einem fort: „Icki picki gramatiki!“

Christen ging, die Hände auf dem Rücken, gravitatisch etwa drei Schritte an Wilhelm vorüber und verliess sich auf seine langen Beine.

Gretchen sprach weiter unten mit einem Müllerknecht, schaute aber doch oft nach dem Fangenden.

Konrad und Meiers Hans waren so frech, in der Nähe miteinander zu raufen.

So tat jedes, wie wenn der Wilhelm gar nicht da wäre... Husch! Hast gesehen? Jetzt fährt er auf! Jetzt geht das Jagen an, hierhin, dorthin, keines ist sicher, nun über die Sägebäume dem Hansjokebli nach, dann gegen Gretchen. Hörst, wies schreit und davonläuft? Jetzt ist er ganz nahe an Krämers Marie und hascht nach ihren gelben Zöpfen, Konrad läuft ihm nach und foppt ihn. Marie laufen lassen und dem Konrad nach. Christen glaubt sich ganz sicher und bindet die Schuhe. Auf einmal kehrt Wilhelm um, auf ihn los, Christen stolpert, und beide purzeln übereinander. Wilhelm misst dem Christen eine auf den breiten Rücken und ruft: „Du bist!“ Christen gibts ihm zurück: „Du bist wieder!“ Wilhelm schlägt ihn wieder, und so geht das Schreien, Eifern und Lachen eine Weile fort, keiner weiss, wer ist, bis endlich Christen dem Wilhelm noch ein letztes versetzt und schnell davonläuft.

Allgemeiner Jubel! Die Mädchen hüpfen, die Buben schaben Rübchen. Wilhelm aber kommt nun in Eifer. „Wart, ich will euch!“ denkt er und jagt nun dem Christen aufs neue nach. „Das gilt nicht,“ schreien die andern; „das gilt nicht,“ schreit Christen, „du musst ein anderes fangen!“ Hast gesehen? Schon hat Gelbzöpfchen ein Schallendes auf dem Arm, und Wilhelm steht still und verschnauft. Unterdessen ist die Marie dem Gretchen nachgerannt über Stock und Stein, und Gretchen ist geworden, ohne dass es Wilhelm sah. Sie rennt auf ihn zu; „flieh, flieh!“ schreien

die andern, Wilhelm hüpfte auf die Hölzer, hüpfte und springt, glitscht aus und schlägt sich ein Loch in den Kopf. So, jetzt! Mörderisches Geschrei Wilhelms, Schrecken der übrigen. Gretchen fängt an zu weinen, die andern drängen sich um den Blessierten, das Spiel ist vergessen, der Scherz ist aus. „Ja, ein Loch im Kopf, das war freilich nicht mitbedungen. Aber es blutet wirklich, seht nur!“

Mittlerweile kommt die Magd aus dem Pfarrhaus, um Wilhelm heimzurufen. Es ist Besuch gekommen aus der Hauptstadt, eine Tante, ein Onkel und zwei Kinder. Sie trinken Tee daheim und essen Kuchen. Wilhelm soll heim, sie fragten nach ihm.

„Das ist mir eine schöne Geschichte!“ sagt Regula, die Magd aus dem Pfarrhaus. „Das ist mir eine saubere Geschichte! Was hast denn gemacht, Wilhelmli?“

„Gefallen ist er,“ antwortet Konrad.

„Komm jetzt nur, wir wollens am Brunnen waschen, 's ist nicht wichtig.“

„Ists nicht wichtig?“ fragt Gretchen angstvoll.

„Nein, nein,“ lacht Christen, „komm, ich will blasen:

Heile heile Segen,
Drei Tag Regen,
Vier Tag Schnee,
Tut dem Bübli nimmer weh!“

„Wie, lach ein bisschen, Wilhelmle, nu, kannst noch lachen?“ Die andern lachen schon alle. In Wilhelms Gesicht streitet das Weinen noch eine Weile mit dem Lachen; alle stehen um ihn und warten, bis er lache.

„Jetzt lacht er,“ jubeln sie endlich.

Und wahrhaftig, Wilhelm hat ein bisschen gelacht und geht nun mit der Magd Regula heim gegen das Pfarrhaus.

Daheim sitzen sie beim Tee und Kaffee, es hat beiderlei, und beim Kuchen. Mama Pfarrherrin hat ihr Söhnlein soeben mit

grosser Vorliebe den Verwandten geschildert und gerühmt, wie unser Wilhelm so zahm sei, und wie sie oft wünschte, er möchte etwas lebendiger sein, und die Tante aus der Stadt hat geseufzt und gesagt, ach ja, es sei mit ihrem Hans ebenso, das Mädchen, die Berta, sei viel lebiger. Das mag mit dem Hans aus der Stadt ganz wahr sein, denn in diesem Augenblick sieht er mit dem Butterbrot, geschwollenen Backen und den grossen wasserblauen Augen in dem grossen blonden Kopf nichts weniger als darnach lüstern aus, in der nächsten Zeit vom Tisch aufzustehen und draussen herumzurennen. Die kleine Berta ist viel beweglicher. Sie isst merkwürdigerweise sehr wenig, wie die Mama aus der Stadt eben erzählt, sehr wenig isst sie. Es ist der Mama schon oft recht aufgefallen, wie wenig sie isst für ihr Alter, während doch andere Kinder...

Die Tür geht auf, und der zahme Wilhelm trägt seinen verlöcherten Kopf herein. Ach, der Schrecken! Papa und Onkel zeigen sich gefasster, aber die Frauen sind tödlich erschrocken, und Tante hat doch noch einen Brocken Kuchen im Mund. — Wilhelm, Wilhelm, eine friedliche Kaffeegesellschaft so zu stören, so zu erschrecken! 's ist doch nicht recht! Du zahmster aller zahmen Wilhelme. Erzähle, Söhnlein, wo und wie hast du das überflüssige Loch geholt! Also gefallen bist du? „Sieh, liebe Schwägerin,“ sagt Mama Pfarrherrin, „'s ist mir ganz auffallend, dass er gefallen ist.“ Ja, Wilhelm war wirklich recht auffallend, das bezeugte das Loch im Kopf. Hans denkt, indem er einen neuen Bissen hinunterwürgt, das sei sehr dumm von Vetter Wilhelm, und isst dann ruhig weiter. Berta aber, die lebhafte Berta, hat innig Mitleiden mit dem verwundeten Vetterlein und geht mit den Frauen und dem Verwundeten hinaus in die Küche, wo der Fall näher untersucht und mit Wasser und Essig behandelt wird.

Wilhelm ist diesen Abend sehr langweilig und begehrt früh zu Bette.

Das ist der Anfang von seinen Heuferien! Wir wollen nun weitersehen, wies kommt in Numero

3.

Wilhelm war eigentlich nichts weniger als zufrieden, dass dieser Ferienbesuch gekommen war, und mit dem Besuch des Veters Hans am allerwenigsten. Denn er wusste schon von früheren Malen her, dass der liebe Hans sehr schwerfällig, schweigsam und langweilig war, und dass man nie wusste, ob er zufrieden sei oder nicht.

Wilhelm wäre lieber allein gewesen und mit den Dorfkindern herumgerannt, die verstand er viel besser als die verwöhnten Stadtkinder.

Aber sie waren nun einmal da, und so musste er sich darein schicken und ergeben. Die kleine Berta war zwar wild genug, fast noch wilder als Gretchen, aber sie hatte einen grossen Fehler, sie wollte immer recht haben. Das war auch langweilig.

Nun kam also der Samstag. Wieder ein Grund zur Verstimmung für Wilhelm. Denn einmal musste es am Samstag unendlich stille im Hause sein, weil Papa Pfarrherr die Predigt studierte und an diesem Tage schon ärgerlich wurde, wenn den Tag über nur dreimal eine Türe ging. Und ums Haus durfte natürlich auch nicht gelärmt werden. Das war eines. Dann kam an diesem Samstag noch hinzu, dass Wilhelm ebenfalls studieren musste wie sein Papa, nur etwas weniger. Denn morgen kam die Reihe an die erste Klasse, die in der Kinderlehre aufsagen musste.

Wilhelm wusste noch kein Wort auswendig von seinen zwei grossen Gesangbuchversen, und nun noch mit dem Loch im Kopf, ach Jemine, zu diesem Loch heraus spazierte jede Zeile, die Wilhelm lernte, es ging gar nicht, es ging durchaus nicht! Dann war der Besuch da und störte immer, und das Allerärgste an der ganzen Sache war, dass Wilhelm morgen mit verbundenem Kopf in die Kirche gehen musste! Ja, das war das Allerärgste.

Er hatte Papa durch Mama bitten lassen, morgen zu Hause bleiben zu dürfen. „Warum nicht gar!“ hatte Papa gesagt. Da gabs also keine Rettung. Tief bekümmert verbarg sich der arme, arme Wilhelm in den hintersten Winkel der Holzhausdiele und starrte in das Gesangbuch, fühlte bisweilen mit dem Zeigefinger nach seiner Wunde und fand, dass sie bis morgen doch noch nicht geheilt sein dürfte; denn die Berührung schmerzte. Dann sah er einer Kreuzspinne zu, die an den Dachbalken ihr kunstreich Netz wob, erschrak, als plötzlich seine liebe Katze von einem andern Balken neben ihm niedersprang, und spielte dann mit ihr, indem er das Gesangbuch in einen Korb voll Föhrenzapfen, die beim Bügeln gebraucht werden, legte. — Nach einer Weile tönte vom Haus herüber eine fette Stimme und rief: „Wiulhäulm?“

„Der frisst schon wieder,“ murmelte der Gerufene erbost.
„Wiulhäulm, wo bist?“

„Meinetwegen ruf du bis morgen!“

Hans kam über den Hof bis unter die Tür des Holzhauses.

„Wiulhäulm, bist da oben?“

Grabesstille. Hans ging die Stiege hinauf, und sein Kopf ward sichtbar. Dieser Kopf ass eben ein Stück Brot, eine halbe Stunde nach Tisch. Er spähte umher und sah wenig.

„Hast doch grosse Gucker im Kopf!“ dachte Wilhelm.

Nun tönte Bertas Stimme, die nach Hans rief. „Da oben bin ich,“ antwortete dieser. Berta kam, stieg aber ganz hinauf und entdeckte zu ihrer Freude eine Schaukel an den Balken befestigt, setzte sich schnell darauf und schaukelte lebhaft.

„Auch schaukeln!“ machte Hans.

„Erst ich, dann du!“ bemerkte Berta.

Es kamen wieder Tritte über den Hof gegen die Tür. Hans schaute hinab und sagte: „Es ist ein Bauernkind unten, Bechtal!“

„Ist der Wilhelm nicht oben?“ fragte Müllers Gretchen.

„Nein,“ schrie Berta.

„Doch, ich bin da,“ riefs plötzlich aus dem finstern Winkel, und im gleichen Augenblick rannte Wilhelm hervor, bei dem erschrockenen Besuch vorüber, die Stiege hinab und mit Gretchen zum Hof hinaus gegen die Mühle. Ach, es kam wieder eine Stimme! Papa Pfarrers Stimme schallte aus dem Fenster den Flihenden nach und rief Wilhelm zurück.

„Kannst du deine Verse?“ fragte Papa.

„Ja,“ sagte Wilhelm.

„So komm, ich will hören.“

Wilhelm kam und blieb in jeder Zeile dreimal stecken. Papa steckte ihn dafür in das Nebenzimmer, und Wilhelm blieb einen namhaften Teil des Abends drinnen, denn die Verse waren gross und schwer und Wilhelm nichts weniger als zum Lernen aufgelegt.

Der gefürchtete Sonntagnachmittag kam. Es läutete zur Kirche. Mama, Tante, Berta und Hans begleiteten den armen Wilhelm. Papa war strenger als gewöhnlich. Jeder Glockenschlag durchzitterte Wilhelms Kopf, der mit einem schönen schwarzseidenen Tuch schräg verbunden war. Wilhelm sah recht leidend aus. Noch unter der Haustüre hoffte er den Papa durch einen tränenreichen Blick zum Mitleiden zu bewegen. Papa aber war unerbittlich und schaute sein Söhnlein gar nie an. Der Zug setzte sich in Bewegung. Wilhelm ging dicht hinter dem Papa, dann folgten die übrigen. Man trat in die Kirche und nahm seine Plätze ein. Die ganze Dorfjugend reckte die Köpfe nach dem Pfarrstuhl; es wurde geflüstert und leise gelacht, denn der gute Hans aus der Stadt machte ein äusserst dummes Gesicht und glotzte scheu umher. Dann aber wandten sich alle Blicke nach dem Verwundeten.

„Was hat der Wilhelm?“ flüsterte man. „Er ist gefallen.“

„Wo? Wann?“ „Gestern.“

„Kannst du deine Verse?“ fragte Wilhelm leise seinen Nachbarn, Meiers Hans.

„Oh, ich schneid' sie dir herunter wie Kurzfutter!“

Wilhelm seufzte und schaute nach Gretchen hinüber. Gretchen lächelte. „Sie lacht mich aus,“ dachte Wilhelm. „Wart nurl...“

Nun ward gesungen, gebetet, und die Kinderlehre begann. In einem fort plapperte Wilhelm seine Verse vor sich hin; links und rechts wurden die Nachbarn aufgerufen, schnellten empor und sagten ihre Verse und Sprüche mehr oder weniger glücklich her. Gretchen drüben bestand prächtig.

„Wann hat denn die ihre Sache gelernt?“ dachte der Verwundete und fuhr fort: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht...“

„Wilhelm, steh auf!“ ruft Papa Pfarrer von der Kanzel.

Wie ein Springkäfer schnellt der Knabe empor, wirft noch einen letzten eiligen Blick ins Gesangbuch, steckt den Zeigefinger in die Blätter, starrt an einen Ast der Kanzel und fängt an. Alles schaut auf ihn — warum denn? Er ist ja nichts Wunderbares! Alles schaut auf ihn, sag' ich, und Wilhelm fühlt die Blicke wie lauter Nadelstiche. Aber die Versuhr ist aufgezo-gen, dem Perpendikel ein Stüpfchen gegeben, und nun gehts in un-unterbrochenem, eintönigem Takt fort und fort bis zum letzten Wort des letzten Verses. Wilhelm hat geendet, er darf niedersitzen.

„Narr, was sagst denn, du könntest deine Verse nicht?“ flüsterte Konrad mit einem Ellenbogenstoss ihm zu. „Hast sie ja am allerbesten gekonnt.“

Wilhelm sagt kein Wort, er lächelt bloss, öffnet noch einmal sein Gesangbuch und sieht mit dem gleichen Behagen seine abgeschnürten Verse an, wie ein Wanderer an einen beschwerlichen, steinigen Bergpfad zurückdenkt. „Das hätt' ich nicht geglaubt,“ meint er im stillen.

Papa hats auch nicht erwartet; er war in der gleichen Besorgnis, sein Büblein möchte ihm und sich Schande machen. Nun ist's überstanden, und Wilhelm singt zum Schluss wahrhaft

feurig mit, und ihm ist so wohl wie einem Heuschreck auf der Wiese.

„Hä,“ sagt er zum Stadthans, wie sie heimgehen. „Hä,“ sagt er zur Berta.

„Hast dich aber doch gefürchtet, ja, ja, ich habs dir angesehen!“ ruft Berta.

„Ich? Gefürchtet? Warum nicht gar!“ prahlt Wilhelm.

Ach, du herrlicher Sonntagnachmittag, wenn man seine Verse aufgesagt hat und nun so viele freie Sonntage vor sich sieht, bis die Reihe wieder an einen kommt. — Wie wollen wir denn diesen köstlichen Nachmittag verzehren, durchkosten bis aufs letzte Brosämlein, aufschlüpfen bis aufs letzte Tröpflein? Wie denn? Bitte, sagt mir, wie?

„In der Stube bleiben wir wenigstens nicht!“ ruft Wilhelm.

„Kommt, ihr beiden, wir gehen in die Mühle zum Gretchen!“

Gesagt, getan. Gretchen sitzt schon auf den Sägebäumen mit anderen Kindern. Berta springt voraus zu ihnen, und wie Wilhelm diesen Teil seines lieben Besuchs versorgt sieht, geht er nicht weiter, sondern wendet sich zu den Knaben, die hinter der Scheune, die zu einem anderen Haus gehört, sich zusammengestellt haben und allerlei Nützliches im Schilde führen, sie wissen nur noch nicht recht, was.

„Nun, warum kommt dein Stadtbub nicht hieher?“ fragt einer.

„Komm doch nurl!“ ruft ein anderer, „wir tun dir nichts!“

Hans drückt sich grinsend heran. Seine schöne Strohkappe mit langer Quaste von Stroh erregt Bewunderung. „Da sitzt ein Strohdach auf dem andern,“ meint einer. Allgemeines wieherndes Gelächter. Hans weiss nichts darauf zu erwidern und zieht verlegen ein Stück Weissbrot aus der Tasche.

„Gib mirs, ich gebe dir zwei dürre Birnen dafür!“ sagt Konrad.

Hans gibt das Brot und bekommt dagegen zwei steinharte Birnen. Er will eine anbeissen und beisst sich einen Zahn aus.

Der Zahn fällt auf die Zunge. Hans holt ihn heraus und erschrickt entsetzlich. Denn er hatte von jeher einen unendlichen Schrecken vor Zahnausziehen und Blüten. Er spuckt aus und sieht, dass er blutet. Einige lachen, Meiers Hans aber führt den Weinenden zum Brunnen und bedeutet ihm, mit Wasser auszuspülen. Hans aus der Stadt aber fürchtet das kalte Wasser aufs äusserste, denn daheim hat er immer lauwarmes zum Waschen und zum Spülen. Daher hat er auch eine so schöne, weisse, zarte Haut, während die der übrigen nur so dunkel und braun ist.

Missetaten
↓
Indessen bleiben die andern bei der Scheune stehen und lachen über den Stadthans. Wilhelm lacht mit. Ist das artig von Wilhelm? Wilhelm weiss aber, dass es viel leichter ist, es mit sechs bis acht frischen, derben Buben zu halten als mit einem einzigen schwachen und läppischen. Das ist viel bequemer, weiss Wilhelm. Und zudem mag er den Stadthans ganz und gar nicht, obschon es sein Vetter ist.

Auf einmal ruft einer: „Halt, jetzt weiss ich, was wir tun. Wir üben uns im Steinewerfen.“

„Ja, ja, aber wir müssen ein Ziel haben.“

„Was für eines?“

„Ich weiss schon eines,“ lacht einer und deutet listig nach einem kleinen, abgelegenen Waschhaus, das unter mächtigen Apfelbäumen neben einer Wiese steht. Alt und halb zerfallen ist, der Mörtel abgebröckelt, die runden Scheiben des grossen Fensters ziemlich lückenhaft. Doch ist das Ganze noch brauchbar, und morgen soll Wäsche drin gehalten werden.

„Ich schlage vor, wir üben uns auf jenes Fenster.“

„Ja, was denkst du denn?“ ruft Wilhelm, „das dürfen wir ja nicht; wenn der Christoph käm, gäbs eine schöne Geschichte.“ Wilhelm aber sammelt doch Steine wie die andern.

„Das macht nichts,“ ruft ein anderer, „pah, wegen dieser paar Scheiben; das ganze Fenster ist keine drei Batzen wert. Eins, zwei, drei!“

„Gling, gling!“ klirrt eine Scheibe. „Gling, gling!“ die zweite und dritte.

„Halt, so gehts nicht,“ ruft Hansjokebli; „wir wollen der Reihe nach werfen; erst kommt der Wilhelm. — Nun, wirf doch!“ Wilhelm zögert.

„Je, lacht ihn aus, lacht ihn aus!“ schreit nun die ganze Schar, „er traut sich nicht, lacht ihn aus!“

Wilhelm schämt sich. „Wills euch zeigen, ob ich mir nicht getraue,“ ruft er, rafft den grössten Stein auf, den er tragen mag, läuft näher und schmettert mit Aufwand aller Kräfte den obern Kreuzstock ein. „Da, machts nach!“

Allgemeiner Jubel und Bravorufen. Nun gehts erst recht an, die Reihenfolge wird nicht mehr eingehalten, Wurf auf Wurf, Klirren auf Klirren. In wenigen Minuten ist das ganze Fenster eingeworfen, die Bleistreifen hängen daran wie zerzauste Haare, und nicht die kleinste Scheibe bietet mehr ein Ziel für die geschickten Steinschleuderer.

„Das war dumm,“ ruft Christen; „wir haben zu schnell gemacht, jetzt ist die Freude aus.“

„Kommt, wir suchen etwas anderes,“ schlägt Wilhelm vor, und die jungen Zerstörer traben ab.

Stadthans aber geht heim, erzählt zuerst, dass er sich einen Zahn ausgebissen, und sodann, dass die Knaben Scheiben eingeworfen und Wilhelm am meisten.

4.

Wilhelm ist nicht zum Abendessen heimgekommen, er ist mit den Knaben herumgestreift bis zur Dämmerung, hat unreife Äpfel aufgelesen und gegessen, Bauchweh bekommen und eilt nun heim, um warme Suppe zu essen. Jawohl, Vetter Hans hat ihm schon eine herrliche eingebrockt, und Papa serviert sie ihm auf dem Teller seiner eigenen väterlichen Hand. Sie schmeckt Wilhelm nicht besonders, sie ist ihm zu viel gepfeffert und ge-

salzen. Vielleicht kennt sie auch das eine oder andere meiner lieben Leserlein? Sie steht im „Kochbuch für unartige Kinder“ unter dem Artikel „Prügelsuppe“. Das Rezept ist allgemein bekannt und braucht daher hier nicht ausgeschrieben zu werden.

Nach dieser nahrhaften Suppe kommt noch ein Gericht, und es ist unbegreiflich, wie Papa Pfarrer seinem Söhnlein so schwere Speisen auf die Nacht zukommen lässt; da muss ja der liebe, gesunde Schlaf aufs gründlichste verscheucht werden. Dies zweite Gericht besteht in der Anzeige, dass Wilhelm morgen vormittags zehn Uhr zum Gemeindammann zu gehen habe, um Abbitte zu tun und zu hören, was der Gemeindammann ihm und den übrigen als Strafe bestimmen werde. Mit diesen beiden schmackhaften Gerichten wird Wilhelm zu Bett geschickt.

Wie vorauszusehen, verdaut das Pfarrersbüblein sehr schwer, schläft äusserst wenig und unruhig, hat schreckhafte Träume vom dunklen Kämmerlein im Gemeindehaus, von seiner lieben gelben Sparbüchse, die zum Glaser rennt, von Schand und Spott in Hülle und Fülle.

Mit schwerem Kopf und verweinten Augen erwacht er und schleicht in die Wohnstube zum Kaffee. Papa aber findet heute den Kaffee für Wilhelm gar nicht zuträglich und empfiehlt ihm frisches, reines Brunnenwasser, das reinigt das Geblüt und macht helle Gedanken. Brot steht auch nicht in Papas Speiseordnung.

Vetter Hans ist, so gut er es versteht, ziemlich erschrocken über die Folgen seiner Erzählung und zieht es vor, in der Nähe von Mama und Tante zu verbleiben, denn ein verstohlener Blick Wilhelms deutet auch für ihn auf jenen Artikel des oben angeführten Kochbuches hin. Hans liebt aber jenen Artikel ebenso wenig als frisches Wasser und Blutung.

Berta aber, die gestern bei den Mädchen auch etwas Dummes angestellt hat, das aber glücklicherweise nur sie allein weiss — Berta hat Mitleiden mit dem armen Vetter Wilhelm und bringt ihm heimlich ein Stück Brot auf die Holzhausdiele, wohin er sich

zurückgezogen hat, um die Anrede an den schrecklichen Gemeindammann ungestört zu studieren. Wilhelm hat diese Guttat seinem Bäschen nie vergessen und begreift nun auf einmal nicht, warum er die lustige Berta früher nicht recht habe leiden können. Vielleicht des dummen Bruders wegen.

„Fürcht dich nur nicht!“ sagt Berta, „Mama, deine Mama hat gesagt, Papa sei diesen Morgen schon beim Gemeindammann gewesen, und der habe gelacht über die Geschichte.“

„Aber, ich schäme mich so,“ sagt Wilhelm mit brotgestopften Backen.

„Ich will dir etwas sagen, Wilhelm, aber du darfst niemandem sagen, hörst du!“

„Glaubst du, ich sei so eine Schwatzbase wie dein Bruder?“

„Nein, nein, das nicht!“ sagte Berta. „Hör, ich habe gestern in der Mühle zwei Massflaschen mit meinem Gummiball heruntergeworfen.“

„Also auch Glas? Ich wollte, es gäbe kein Glas auf der Welt!“ seufzt Wilhelm.

„Ja, oder keine Steine,“ sagt Berta.

„Oder keine Gummibälle,“ sagt Wilhelm.

Indem schlägt im Türmchen auf dem Schulhaus. Sie zählen nach. Zehn Uhr!

In diesem Augenblick kommt Papa in den Hof und ruft Wilhelm. Schnell würgt dieser den letzten Bissen Brot hinunter. Berta wischt ihm die Brosamen ab, und sie gehen hinunter.

„So, jetzt vorwärts!“ sagt Papa. „Halt noch, zeig deine Zunge!“

Wilhelm tuts erschrocken. Sie zeigt Brotspurenen. Berta errötet.

„Hast du ihm Brot gebracht, Berta?“

„Ja, lieber Onkel,“ ruft das lebhaftes Kind, „er hat mich so schrecklich gedauert; er hatte so Hunger, und wenn er Hunger hat, so kann er ja nicht recht abbitten beim Gemeindammann. Gewiss nicht, Onkel!“

„Nun, nun, geh jetzt nur, Wilhelm!“ sagt Papa, schon etwas besänftigt.

Wilhelm will sich aufs Bitten legen; es hilft aber nichts. Und so geht er denn.

In glücklicheren Tagen hatte Wilhelm oft gewünscht, das Pfarrhaus möchte so heimelig und traulich sein wie das Haus des Gemeindevorstandes, das bis unters Dach mit herrlichen Weinreben bekleidet ist, und vor welchem ein reizendes Gärtchen mit prächtigen Blumen steht. O wie oft war er auch schon in der gemütlichen Wohnstube und draussen unter dem Vordach der Schmiede; denn des Gemeindevorstandes Sohn ist ein Hufschmied.

Heut aber dünkt Wilhelm das schöne Bauernhaus wie eine Räuberhöhle, und beim Klang des Ambosses meint er, sie schmieden ihm eben Ketten!

Er steht am Gartenhag. Christen kommt pfeifend um die Ecke.

„Wo willst hin, Wilhelm?“

„Da hinein muss ich.“

„Was tun?“

„Wirst wohl wissen; musst du nicht auch?“

„Was denn?“

„Vor den Gemeindevorstand?“

„Weswegen?“

„Dort hinten? — Gestern abend?“

„Oho, da hats gefehlt,“ ruft Christen plötzlich und rennt davon, soviel er kann.

„Wollt', ich könnt' auch rennen,“ seufzt Wilhelm und tritt ins offene Haus. Er klopft an der Stubentür.

„Herein!“

Wilhelm öffnet. Am Tisch sitzen etwa zwölf Heuer und Heuerinnen und verzehren ihren Imbiss. Obenan sitzt der Gemeindevorstand. Alle Köpfe drehen sich nach dem Knaben. Schnell wirft dieser die Tür zu und versteckt sich im Gang. Eine Magd kommt heraus.

„Wer ist da?“

„Ich,“ sagt Wilhelm.

„Wo?“

„Da!“ Er kriecht hinter den Säcken hervor.

„Was, der Wilhelm? Warum versteckst du dich?“

„Ich muss zum Gemeindevorstand.“

„Hast gemeint, er sei hinter den Säcken?“ lacht die Magd.

„Er ist in der Stube, komm herein!“

„Nein, ich mag nicht!“

„Warum nicht?“

„Darum.“

„Nun, so will ichs ihm sagen!“

Sie geht hinein. Wilhelms Herz pocht hörbar unter der Weste. In der Stube wird ein Stuhl gerückt, schwere Tritte werden laut, die Tür geht wieder auf, und der Schreckliche erscheint!

Ach, er ist gar nicht so schrecklich, der gute Gemeindevorstand, gar nicht so schrecklich. Es ist ein freundlicher alter Mann mit weissen Haaren und weisser Zipfelmütze und einem gutmütigen Gesicht. Sein Amt und sein Titel sind viel schrecklicher als der Mann.

„Aha, du bists!“ sagt der Alte, „weiss schon, weiss schon, Dummheiten gemacht, Scheiben eingeworfen gestern, weiss schon. Und nun?“

„Und nun?“ fragt er. Das eben möchte ja Wilhelm wissen. Er fängt an, verwirrt und stotternd:

„Einen freundlichen Gruss von Papa, und es sei mir leid wegen gestern, ich wolle es nicht mehr tun!“

Der Gemeindevorstand lacht, wird aber schnell wieder ernsthaft und sagt:

„Wer war noch dabei?“

„Das sag' ich nicht.“

„Wie, du sagst es nicht? Warum nicht?“

„Weil es eine Schande ist, zu verklagen!“

„Büblein,“ sagt der Alte, „es wäre einer besseren Sache wert, wie du jetzt tust. Nun, für diesmal wollen wir dich nicht einsperren und die anderen auch nicht; denn ich kenne sie schon! Aber was habt ihr denn gestern bei dem tollen Zeug gedacht? Habt ihr nicht bedacht, dass ihr eines anderen Eigentum schädigtet?“

„Nein, das haben wir nicht bedacht; es hat uns halt lustig gedünkt, dass es so laut klirrte!“

In diesem Augenblick kommen zwei Männer in den Gang und reden den Gemeindammann an.

„Geh jetzt, Wilhelm, ich lasse den Papa grüssen, und es koste jeden zwei Franken!“

Wie ein junges Rösslein galoppiert Wilhelm heim. „Aber das ist gut gegangen, Berta,“ ruft er dem Bäschen entgegen, das im Hofe ihn erwartet, und er erzählt alles.

„Du, ich habs dem Onkel auch erzählt wegen der Flaschen.“

„Ich wollt, ich hätt's auch selber erzählt gestern,“ seufzt Wilhelm.

Hans erscheint.

„Aha, da ist der Verräter,“ ruft Wilhelm und rennt auf ihn los. Hans aber flüchtet sich mit Zetergeschrei ins Haus zurück, und Berta weiss den erzürnten Wilhelm so zu besänftigen, dass er ihr endlich verspricht, ihrem Bruder nichts tun zu wollen.

Fleisch bekam Wilhelm aber heute noch nicht.

5.

Abends kam ein altes Weib und brachte einen Teller voll Erdbeeren zum Verkauf. Sie waren aber der Frau Pfarrerin zu teuer und wurden nicht gekauft.

„Weisst du was, Berta, wir gehen morgen nachmittags in den Wald und suchen selber; dann kosten sie uns nichts, und wir können essen, soviel wir wollen.“

Es wurde ausgemacht, dann die Erlaubnis geholt (ja nicht umgekehrt), und an besagtem Nachmittag wanderten die jungen

Leute hinaus in den Wald. Müllers Gretchen, die Marie, die Kathrine, Bärbeli und Betheli und der Hansjokebli gingen auch mit, und jedes hatte ein Körbchen oder, wie man richtiger bei uns daheim sagt, ein Krättli bei sich. Hans trug vorläufig dürre Schnitze, Kirschen und Brot darin hinaus; denn er verliess sich nicht auf vieles Finden und wusste aus Hebels „Knabe im Erdbeerschlag“, dass die Erdbeeren nicht zum Hungerstillen eingerichtet sind. Hunger aber werde er jedenfalls bekommen, und zwar grossen, das wusste er im voraus.

Im Wald oben ist ein sonniger, abgeholzter Hügel, mit kleinem Nachwuchs von Tannen, Föhren, Buchen und Ahorn bewachsen. Uppige Brombeer- und Himbeerstauden schlingen sich hindurch; dann gibts wieder viele freie Moosplätzlein, wo allerlei lustige Blumen stehen und die roten Erdbeerköpflein zu Hunderten und aber Hunderten funkeln und scheinen wie die roten Käpplein der Mädchen und Frauen in den Appenzellerbergen. Das Verlockendste und Schönste aber an diesem ganzen Schlag ist das, dass es verboten ist, ihn zu betreten.

Ich habe ein Büblein gekannt, das hat mir einmal gesagt, als ich selber noch ein Büblein war: „Sieh, August, in Vaters Garten steht ein Birnbaum, der geht an der Mauer hinauf, weit bis ans Dach, und trägt halt die allerherrlichsten Butterbirnen, o so saftige und gelbe! Wir dürfen aber keine von diesen Birnen nehmen. Und weil wir keine nehmen dürfen, glaube ich immer, sie seien noch zwanzigmal so gut, als die wir von der Mutter bekommen.“

Dies Büblein wusste jenen Erdbeerschlag auch recht gut, denn es wohnte im gleichen Dorfe wie des Pfarrers Wilhelm.

Dieser Hügel war also für die Dorfkinder von jeher das Ziel unaussprechlicher Sehnsucht und Begierde, und es wurden tausend Kniffe und Pfiffe ersonnen, um ungesehen und unbestraft in den Besitz jener verbotenen Früchte zu gelangen, und einzelne Erwischungsfälle durch den Förster waren bald wieder verwischt im Gedächtnisse.

Förster

Dahin strebte nun unsere junge Schar und freute sich schon zitternd auf die reiche Beute. Im Walde war alles still und kein Förster zu sehen und zu hören weit und breit. Natürlich, denn die Förster ziehen gewiss kein brennrotes Kleid an, dass man sie durch hundert Tannen hindurchleuchten sieht; sie fahren auch nicht schreiend und tobend im Wald herum und rufen: „He, Holzdieb, holla, Waldfrevler, wo bist? Ich möcht' dich gern strafen!“ Nein, so ein Förster ist dir so unscheinbar gekleidet wie ein Jäger und schleicht so still und ernsthaft herum wie ein Jäger; er ist dort und hier, du weisst nicht, woher gekommen und wie gekommen. Und glaubst du dich mitten in tiefster Waldeinsamkeit bei Blumen, Käfern, Eidechsen und Spinnen, liesest in einem lieben Buche oder liegst im Gras und träumst in die Himmelbläue hinauf — auf einmal geht er an dir vorüber, der stille, ernsthafte Mann, grüsst dich kaum und ist verschwunden mit dem gleichen ruhigen, geräuschlosen Schritt, wie er gekommen. Ja, das sind sonderbare Leute, diese Förster!

Nicht gerade so still und ernsthaft ging aber unser Trüpplein nach dem verbotenen Hügel. Die Fröhlichkeit äusserte sich so laut, dass alle Vögel verscheucht wurden, und sämtliche empfindsame Seelen des Waldes, als da sind Eidechsen, Blindschleichen, Kröten und Unken, bestrebten sich schleuniger Zurückziehung in sichere Verstecke. Denn sie wussten oder ahnten doch, wenn das junge Völklein mit dem Mund wüst tut, dass dann Hände und Füsse bald nachfolgen und allerlei Unheil und Verderbnis gestiftet wird an lebigen und leblosen Dingen der Schöpfung. Am Fuss des Hügels verteilten sich die Kinder, und jedes begann nun nach Belieben den verbotenen Schlag abzuweiden, füllte, wie es für besser fand, den Mund oder das Körbchen und freute sich seines Lebens.

Und Stadthänschen freute sich seines Lebens auch, so gut er konnte. Er setzte sich in der Mitte des Hügels unter einige junge Tännchen nieder, was recht kühl und schattig war, zog

seine prächtige, in Numero 3 bewunderte Strohkappe ab, trocknete sich den Schweiß von der weisheitvollen Stirn und fing an, etwas wenig nachzudenken. Zuerst fiel ihm ein, dass er müde sei; dann, als er dessen ganz sicher geworden, fand er, dass es unter solchen Umständen eine grosse Dummheit wäre, nur einen einzigen Schritt weiterzugehen. In diesem weisen Gedanken wurde er bestärkt durch einen freudigen Blick auf sein Körblein, das merkwürdigerweise noch fast halb voll durrer Schnitze, Kirschen und Brot war. „Erst essen und dann arbeiten!“ war Hansens Grundsatz.

Ein Schnitz nach dem andern wanderte durch das breite Tor seines Mundes, bisweilen ward er etwas weinerlich, denn die Zahnücke hinderte ihn ein wenig an gedeihlichem Kauen, aber der Mutige überwindet viel, und so kam Hans nach und nach glücklich bis auf den Grund seines Körbleins und ward immer heiterer und zufriedener. Es war so nett, im Wald zu essen, das hatte er noch nie getan. Gar nett war das. Den letzten Kirsch kern behielt er im Munde, das war so gut für den Durst und gab so herrlichen Speichel.

„Und nun? Erdbeeren suchen? Soll ich?“ Hans schaute ein wenig umher; es waren leider keine in der Nähe. — Doch, dort in der Sonne standen manche, ganz dunkelrot vor Reife. „Es ist zu weit und zu heiss dorthin,“ dachte Hans; „sie laufen mir nicht fort. Erst will ich ein wenig schlafen; ich habe noch nie im Walde geschlafen. Will einmal sehen, wie es ist, wenn man im Walde schläft. Es ist gewiss lustig im Walde schlafen. Es ist ja auch lustig im Walde essen; warum sollte denn im Walde schlafen nicht ebenso lustig sein? Ich will nun einmal im Walde schlafen. Mama wird lachen, wenn ich ihr erzähle, dass ich im Walde geschlafen habe, hih!“

Er legte sich nun auf den Rücken. Das war nicht recht, denn die Sonne schien ihm zwischen den Gipfeln zweier Tännlein gerade in die Nase. Hans drehte sich und legte den Kopf, wo

früher die Füsse gelegen. Er spürte einen Stein unter dem Kopf. „Ach was!“ machte Hans und richtete sich auf die Kniee empor. „Es ist erst noch schwer, im Walde zu schlafen — wie mach' ichs denn jetzt?“ Hans legte sich wieder hin wie das erstemal, und die Sonne schien ihm wieder in die Nase. Hans drehte den Kopf auf die Seite, da stach ihn dürres Gras in die rechte Backe. Hans rückte den Kopf in die vorige Lage und bedeckte das Gesicht mit der Strohkappe, die in Numero 3 allgemeine Bewunderung erregt hat. Eine Weile gehts ganz gut. Hans gibt genau acht, obs ganz gut sei; von diesem Achtgeben wirds ihm heiss, und er findet, dass es doch nicht ganz gut sei. Er nimmt die Strohkappe, die in einer früheren Nummer, ich glaube in Numero 3, arg bewundert worden, wieder weg, und die Sonne scheint ihm wieder beharrlich tätig in die Nase. Hans findet es immer schwerer, im Walde zu schlafen. Er brummt, richtet sich auf und kratzt in den Haaren. Jetzt fällt sein missmutiger Blick auf einige junge Ahornpflanzen, deren breite Blätter ihm einleuchten. „Aha,“ sagt Hans, „die sind besser als die Kappe.“ Er steht auf, schneidet sie ab, legt sich wieder hin und bedeckt sein Haupt damit. Oh, nun ist's herrlich! Die breiten Blätter geben so schön kühl, viel kühler als die Strohkappe mit der Strohuaste. Er probiert wieder eine Weile, es ist immer gleich gut, es bleibt gut; ein kleines Lüftlein kommt und kühlt angenehm, Hans wird ruhig, aus seinem immer offenen Munde kommen nach und nach behagliche Schnarchtöne, sie werden stärker und mächtiger; das Schlafen im Walde ist Wahrheit geworden.

Hans träumt aber nicht von Dingen, die im Walde sind, er hat noch zu wenig gesehen, er ist noch nicht genug erfüllt von Walddingen. Seine Gedanken sind weit weg bei einer gar närrischen Geschichte, die er einst hatte erzählen hören daheim in der Stadt, und die damals niemand hatte glauben wollen als er. Hans glaubt sie immer noch, denn es kommt viel vom Essen

drin vor, und daran glaubt Hans vor allen Dingen mit innigster Überzeugung.

Damit diese lehrreiche Geschichte vielleicht noch mehr Gläubige gewinne, soll sie hier erzählt werden, denn wir haben Zeit genug, die Sonne steht noch hoch, und die andern Kinder sind so in Erdbeersuchen vertieft und so weit weg, dass wir doch auch etwas tun müssen unterdessen, gelt, du? „Ja.“ So hör denn, was dem Stadthans Närrisches geträumt:

„Es war einmal ein unendlich gelehrter Mann (ist das nicht nett, dass Hans doch wenigstens von etwas träumt, was er ja doch nie wird?) — gelehrter Mann und ein Kinderfreund, wie es, solange die Welt steht, keinen grösseren gab und geben wird. Dieser Mann tat jahraus jahrein nichts anderes als Kinderbücher schreiben. Aber was für welche? Ja eben, das ist die Sache. Lauter solche, wie wenn er dabei immer nur an Hans gedacht hätte. Nämlich so. Hatte er zum Beispiel ein Märchen zu erzählen, und es wurde gut und stark gegessen drin, so wusste der Mann alle diese guten Sachen so natürlich in sein Buch hineinzufügen, dass sie wie ein Rebus drin lagen. War von Mandeln und Rosinen die Rede, so standen nicht die Wörter Mandeln, Rosinen da, sondern gleich die Mandeln, die Rosinen selber! Du konntest sie nur so herausklauben, mitten aus der Geschichte heraus. Er hatte unendlich viel zu tun der Mann, denn so ein Buch ging für einen ganzen Weihnachtbaum und war noch viel bequemer, weil mans in die Tasche stecken und mitnehmen konnte, weisst?“

Von einem solchen Buch träumte Stadthänschen unter den Ahornzweigen. Ach, das war ein Buch! Mit einer Mandeltorte fing das erste Kapital an, wand sich durch Erdbeerschnitten, Makronen, Kirschkuchen und Crème durch und hörte mit einer grossmächtigen Gansleberpastete auf. Es war ein wahres Schlaffenland. Hans schmunzelte im Traum und griff unwillkürlich nach seinem Körbchen, langte hinein und holte ein Hämpfelein

etc.

Erdbeeren heraus. Erdbeeren? fragst du, er hat ja gar keine gesucht? Nein, aber Müllers Gretchen hat ihm vor einigen Minuten heimlich und leise ein wenig in sein Körbchen gelegt und ist schnell wieder fortgelaufen. So wars. Hans fuhr im Traum mit den Erdbeeren ein und kam nun bei der Gänseleberpastete vorbei ins zweite Kapitel, dessen Anfangsbuchstabe ein mächtiges O bildete, das aber kein rechtes lateinisches O war, sondern ein zuckerner Kürbis, bis an den Rand mit Konfekt gefüllt. In der zweiten Zeile dieses Kapitels war von einem Pflaumenmus die Rede, und es wartete schon auf Hans. Der aber blieb bei dem Kürbis stehen, kletterte an ihm empor, um hineinlangen zu können, gab sich einen rechten Schwung, krallte sich glücklich am Rand fest; aber der Kürbis schwankte, überstürzte, fiel auf Hans und zerdrückte ihn elendiglich, wälzte sich und den Knaben weiter, bis in das Pflaumenmus der zweiten Zeile. Das aber war siedend heiss und verbrannte das Stadthäschen jämmerlich.

Der Traum war aus, Hänschens Verstand dämmerte auf, er erwachte und fand sich einige Schritte weiter unten in einem Ameisenhaufen liegen. Vor ihm stand nicht der Verfasser obigen lehrreichen und nützlichen Traumbuches, sondern ein langer, finsterer Förster.

Hans taumelte empor, stolperte über eine verborgene Wurzel und fiel dem Förster gerade zwischen die Beine. Sein Rock, sein Hemdkragen, seine Hosen, alles wimmelte von Ameisen; auch inwendig fühlte er überall Krabbeln und Beissen. Hans wusste nichts Besseres zu tun, als sich ohne weiteres für verlor und unrettbar anzusehen, öffnete den Mund zu einem Todesschrei, der kam aber nicht heraus, blieb drin stecken, das Gesicht ward blaurot, und die grossen, wasserblauen Glotzaugen quollen nur so hervor wie die Hörnchen einer roten Waldschnecke.

Hans sah reizend aus.

Der Förster lachte hinter den Stockzähnen, blieb aber auswendig ernsthaft, packte den Knaben und sagte: „So, wir wollen dir die Ameisen abschütteln!“ Hans baumelte in der gewaltigen Faust hin und her wie eine Puppe im Kasperltheater, und der Schrei kam in diesen Schwingungen nach und nach stossweise heraus. Die Ameisen aber fielen von ihm ab wie dürre Tannennadeln. Hierauf sprach der lange Förster: „So, Männlein, jetzt wollen wir miteinander reden. Wer hat diese Ahornbäumchen abgeschnitten?“

„I-i-i-ich!“ wimmert Hans.

„Warum?“

„W-w-weil i-i-i-ich m-m-m-mir Sch-sch-sch-schat-tten mach-ma-machen wo-wollte!“

„So, Schatten machen? Hats sonst nicht genug Schatten ringsum?“

„Mummummum-huhu-iiii!“

„Wer hat diese Erdbeeren gepflückt?“ fragt der fürchterliche Mann weiter.

„Ich — i-i-ich nicht!“

„Was, du Speckkäfer, du nicht? Wart, ich will dir lügen!“

Die Schwingungen werden erneuert, es fallen noch einige Ameisen ab. Hans schreit, dass die Bäume zittern.

„Nein, nein, nein, i-ich h-habs gewiss nicht gegessen!“

Getan, wollte er sagen. Dies neue Leugnen erboste den Förster scheinbar noch mehr; in der Tat aber war der Förster ebenso böse wie damals der Gemeindammann mit Wilhelm. Er wollte aber die dumme Feigheit des Stadthäschens züchtigen, begann die Schwingungen wieder und führte nun den Verbrecher den holperigen Waldweg hinunter. Von allen Seiten echoten Hansens Schreie wider. Als ihm nun aber der Förster unterwegs mitteilte, er müsse mit ihm zum Forstmeister, da kannte Stadthäschens Jammer keine Grenzen mehr, er schrie wie ein gestochenes Schwein.

Die anderen Kinder aber hatten den Lärm schon gehört, eines war leise näher geschlichen, hatte Hans vom Förster fortführen gesehen, und nun eilten alle, von Angst getrieben, waldabwärts hinaus ins Feld.

Zwischen dem hohen Korn hindurch bewegte sich ein schwarzer Hut. Er gehörte dem Pfarrherrn. Wilhelm eilte zum Papa und erzählte ihm alles. Vom Wald herab, weit, weit hörte man Stadthänschen lamentieren. Der Pfarrer stieg rasch hinauf und holte den Förster ein.

„Das ist mir wieder eine saubere Geschichte!“ sagte Müllers Gretchen unten im Feld. „Was wirs da geben?“

„Horch, er schreit nicht mehr!“ rief Hansjokebli.

„Ich esse meine Erdbeeren,“ sagte Berta und stopft hinein, so geschwind es geht.

„Warum habt ihr im Anfang so laut getan,“ rief Marie, „der Förster hätte sonst gewiss nichts gemerkt.“

„Oho,“ sagte Wilhelm, „wer hat am lautesten gesungen? Du gerade!“

„Ist nicht wahr!“ eifert Marie.

„Sie kommen, sie kommen!“ ruft Betheli, „seht ihr dort bei den Eichen!“

„Ja, und der Förster kommt mit!“ schreit die Katherine, „flieht, flieht!“

Wie Hasen vor Hunden rennen die Kinder dem Dorf zu. Beim Pfarrhausgarten bleiben Wilhelm und Berta stehen. Mama und Tante sind im Garten. Mama zeigt ihrer Schwägerin mit Stolz die prächtigen Balsaminen, die sie dies Jahr bekommen, und klagt dann über die schädlichen Blattläuse, die ihre schönen Rosenstöcke so arg mitgenommen.

„Münzenkraut, daneben gesetzt, ist gut dagegen,“ belehrt Bertas Mama, sieht dann gegen den Wald und sagt: „Unsere Kinder kommen lange nicht. Ach, mein Hänschen hat gewiss eine rechte Freude im Walde!“

Wilhelm hörts hinter dem Gartenhag und lacht hellauf. „Wie, ihr seid schon da?“ sagt Mama Pfarrherrin und schaut über den Hag.

„Wo ist Hans?“ fragt die Tante.

„Er kommt mit dem Papa,“ sagt Wilhelm und lacht wieder.

„Was lachst du denn so dumm?“ fragt Mama. Wilhelm lacht wieder statt der Antwort.

„Nun, was habt ihr, Berta?“

Berta sieht hinaus gegen den Wald. Papa und Hans kommen durchs Korn. Sie sind schon nahe. Auf einmal schreit Hans wieder. Sie sehen vom Garten aus, wie der Onkel dem Hans mit der Hand tief in den Kragen hinabfährt.

„Bitte, bitte, was hat er denn?“ ruft seine Mama.

„Er hat Erdbeeren am Rücken,“ lacht Wilhelm.

Nun kommen sie. Hans weiss nicht, ob er lachen oder weinen soll, Papa Pfarrherr weiss nicht, ob er strafen oder schonen soll, die Frauen wissen nicht, ob sie sich entsetzen oder zufrieden geben sollen, Wilhelm weiss nicht, ob er lachen oder sich fürchten soll, Berta weiss nicht, ob sie Wilhelm oder Hans helfen soll; alle stehen so langweilig da, dass wir sie stehen lassen wollen und in Numero

6

hinüberhüpfen.

Ach, da ists schön, fast so schön wie im Walde! Denke dir eine grossmächtige Wiese mit unzähligen Blumen; diese Wiese geht dem Fluss nach hinauf bis zu einem andern Wald. In der Wiese stehen schöne Obstbäume. Am Ufer des Flusses sind dichte Weiden- und Schwarzerlenbüsche. Der Fluss selber fällt am Ende der Wiese über ein breites Wehr tief hinab, und unter diesem Wehr ist das Wasser tief und still und grün, herrlich zum Baden! Das Wehr ist aus Tuffsteinen gemauert, und drüber hinab gehen schräg die schlammigen, schlüpfrigen Bretter und schießt die breite Wasserfläche. In dieser Tuffsteinmauer hat

Natur
↓

das Wasser viele sonderbare Höhlen gewaschen, die lauter natürliche Badewannen bilden. Das Flussbett selber besteht aus Sandfelsen, die an vielen Stellen, wo das Wasser recht schnell fliesst, bloss daliegen. Sonst ist alles überdeckt mit hohem, grobem Kies, den das Wasser aus den Bergen herabgeschwemmt hat. Etwas weiter unten geht eine hohe Wasserleitung über den Fluss, die speist den Mühlebrunnen und den Pfarrhausbrunnen mit herrlichem kaltem Bergwasser. Am Ende der Wiese beim Weg ist eine sogenannte „Vose“, ein kleiner, tiefer Teich, über und über mit Wasserlinsen bedeckt, in diesem schwimmt und schwillt eine Anzahl „Teichel“ oder gebohrte Stämme zur Wasserleitung. Ein lustiges Froschvöcklein treibt sein Wesen darin und quakt munter und angelegentlich in den hohen Binsen und gelben Wasserlilien, die ringsum stehen. Über dem Fluss ist das Dörfchen; rechts von der Wiese geht die Landstrasse am Fuss eines waldigen Bergrückens hin.

Diese Wiese gehört zum Pfarrhaus, heisst deswegen die Pfarrwiese. Weil aber Papa Pfarrer weder Kühe noch Rosse besitzt, sondern nur vierzehn Hühner und zwei Katzen, so hat er die Wiese dem Müller verpachtet und behält sich nur den Nutzen der Obstbäume vor, die in der Wiese stehen.

„Aber ich bitte dich, lieber Herr Pfarrer,“ hat erst diesen Morgen Bertas Mutter zu ihm gesagt, „was tust du denn mit diesem unendlich vielen Obst? Sechzig Bäume schon in deinem Garten und dann noch die dort in der Wiese drüben! Das ist ja viel zu viel!“

„Oh,“ lacht Papa Pfarrer, „es ist nicht so wichtig, nicht wahr, Frau? Jene Bäume dort drüben gehören wohl mein, aber so gut, wie die Wiese dem Müller verpachtet ist, ebensogut sind die Bäume der heisshungrigen Dorfjugend verpachtet. Frische Nüsse ess' ich zwar für mein Leben gern zum Nachtsch, kann mich aber nur wenig erinnern, dass ich von dem Nussbaum dort drüben nur ein Dutzend Nüsse habe sammeln können.“

„Nicht einmal unreife zu Nusswasser,“ ergänzt Mama Pfarrherrin. „Oh, unsere Jugend ist ein wahres Räubervolk!“

Dies wurde am Morgen verhandelt, und nachmittags hätten sie herrliche Beispiele und Belege dafür auf der Pfarrwiese sammeln können.

Es ist heute recht lebendig auf der Pfarrwiese. Gestern vom Morgengrauen an haben die Mannen gemäht, haben die Mägde das Heu verzettelt und gewendet, die Sonne schien so herrlich warm, dass sie diesen Abend schon mit dem Wagen kommen können, um das Heu einzuheimsen. Natürlich ist von der ganzen Pfarrhausjugend kein Bein zu Hause; alles ist auf der Wiese, Wilhelm, Berta und Gretchen springen über die Heuschochen, und Hans steht daneben in tiefen Gedanken, ob er auch springen oder ob er nicht lieber im Heu schlafen wolle. Er ist noch etwas matt vom gestrigen Waldunglück, und erst vor einer Stunde hat ihn eine verspätete Waldameise noch an den Teil gestochen, auf welchem er zu sitzen pflegt. Die andern haben allen guten Willen gezeigt, mit Hans etwas Lustiges anzufangen und ihn zum Mitspielen zu bewegen; Hans aber hat sich immer so schwerfällig und läppisch benommen, dass sie die Lust verloren und nun das langweilige „Überbein“ seinem Schicksal überlassen. Gretchens Vetterlein aus der Stadt ist diesen Morgen zum Besuch gekommen und heisst nährischerweise auch Hans. Haben wir also zwei Stadthanse. Sind aber wie Tag und Nacht. Müllerhans ist beweglich, heiter und lustig wie der Tag, hat Backen wie Morgenrot, schwarze, krause Haare, ist, obwohl von gleichem Jahrgang wie der andere Hans, doch einen Kopf grösser wie dieser und würde gegen ein halbes Dutzend dergleichen siegreich zu Felde ziehen. Gretchen hat daher zum Wilhelm auch gesagt: „Gelt, ich hab' einen anderen Vetter Hans als du!“ Worauf Wilhelm ärgerlich erwiderte: „Narr, ich bin ja nicht schuld, dass mein Vetter so eine Nachtkappe ist!“

Gegenwärtig ist das junge Völklein unter einem schönen Heubirnenbaum versammelt. Papa Pfarrherr hat im Sinne, wenn das Heu heimgetan sein wird, besagten Baum abpflücken zu lassen. Es ist eine recht gute Sorte Frühbirnen. Es muss wirklich eine recht gute Sorte Frühbirnen sein, das zeigt jeden Sommer gegen die Reifezeit derselben das verstampfte Gras unter dem Baum, und das zeigen auch die vielen Steine dort herum, über welche die Mäher alle Jahre entsetzlich schimpfen, da sie an denselben die Sensen schartig hauen. Dafür muss dann in der Heuzeit der unschuldige Baum herhalten, und, was die liebe Jugend noch übrig gelassen, das holen sich die Mäher und Heuer dann, und Papa Pfarrherr schaut in jener Zeit häufig lächelnd über den Fluss hinüber durchs Fernrohr und murmelt gutmütig, wenn er Pflücker sieht: „Nu, mags ihnen gönnen, wenn sie die Birnen nur wenigstens reif werden lassen und dann essen. Will mich mit denen im Garten begnügen; sind zwar auch nicht immer sicher. Räuberpack, Räuberpack bist du, meine liebe Gemeinde!“

Heute aber ist ein berechtigter Räuber dabei, der Wilhelm. Er hat heut wenigstens schon zehnmal den fremden Heuern auseinandergesetzt, dass alle diese Bäume zum Pfarrhaus gehören, und besteigt nun im Gefühl des Besitzrechtes ernsthaft den Frühbirnenbaum, um ihn noch vollends abzuweiden. Müllerhans steigt nach, und die beiden werfen den übrigen hinab, was sie mögen.

(Hier sei in Klammern noch bemerkt, Bertas und Hansens Papa ist ein Professor, darum sagen wir diesem Hans „Professorhans“. Warum der Professor in dieser ganzen Geschichte nie den Mund aufgetan, geschah darum, weil er an jenem Abend, da Wilhelm das Loch im Kopf heimkramte, schon wieder abgereist ist. Wir wollen ihm Glück wünschen und wieder auf die Pfarrwiese gehen.)

Professorhans steht natürlich auch unter dem Baum, und wenn er meint, sie werden ihm vielleicht die schönsten und saftigsten Birnen herunterwerfen, so irrt sich Professorhans sehr. Wil-

helm wirft nur für Gretchen herunter und Müllerhans für Berta; das fünfte Wagenrad, obschon ihm der ganze grosse Mund voll Wasser steht, glotzt umsonst weinerlich in den Baum empor. Doch jetzt kommt eine Birne geflogen und wirft ihm die Kappe herunter. Aber nicht die in Numero 3 bewunderte Strohkappe, die ist in Numero 5 bei jenem Ameisenunglück spurlos verloren gegangen, und Tante Professorin hat bei Mama Pfarrherrin eine alte Kappe von Wilhelm für ihr herziges Söhnlein entlehnt. Diese Kappe nun wird von der Frühbirne getroffen, Professorhans eilt beiden nach und kostet die Birne. Sie ist steinhart und so fad wie er selber. Er fängt an zu weinen und schleicht gegen die Büsche.

„Nein, das ist doch nicht recht!“ ruft Gretchen. „Er muss auch gute Birnen haben.“

„Der Baum gehört mein, ich kann damit machen, was ich will,“ sagt Wilhelm auf dem Baum.

„Komm, ich gebe dir von meinen, Hans, da!“ sagt das Müllerkind, und Professorhans kommt zurück, empfängt drei schöne Birnen, und wie er so mit tränenvollen Augen lächelnd dasteht und kaut, hat Gretchen wahrhaft Mitleiden mit ihm und ruft dem Wilhelm zu: „Hör, es ist doch nicht recht, ihn so zu verschupfen, du musst nicht so mit ihm sein!“

„Er soll warten, bis wir hinunterkommen,“ antwortet Wilhelm. „Meint denn der dumme Kerl, er kriege nichts? Später wird geteilt, und dann bekommen alle gleich viel. Sei du nur zufrieden da unten!“

„Dem wär ein Schnuller besser,“ meint der Müllerhans auf dem Baume, „und seiner Schwester Rock sollt' er anziehen und sie dafür seine Hosen!“

„Das wär mir schon recht,“ lacht Berta, „so müsst' ich nicht warten, bis ihr mir schlechte Birnen herunterwerft, ihr da oben!“

„Da hast du eine bessere,“ lacht Müllerhans, und eine ganz verschrumpfte oder, wie wir sagen, „verschnürpfte“, fällt zu Bertas Füßen.

„Dankel“ lacht Berta, zielt und trifft den Geber damit derb ans Kinn.

„Hoho, kann die gut werfen!“ jubelt Müllerhans. „Wart nur, bis ich hinunterkomme, du sollst die schönste Birne dafür haben!“

In diesem Augenblick tönt ein helles Jauchzen vom Wehr herauf. Wilhelm sieht hinab und erblickt einige Buben, die sich zum Baden entkleiden.

„Ja, ja, baden!“ ruft er und klettert eilig hinunter, Müllerhans nach. In Hast werden die Birnen verteilt, und die Knaben eilen hinab in die Tiefe. Die Mädchen aber gehen hinauf zu den Heuern, die, im Schatten der Büsche gelagert, ihr Abendbrot verzehren.

Professorhans bleibt einen Augenblick stehen und sinnt nach, wem er folgen solle. Endlich geht er gegen das Wehr hinab und sagt: „Ich will zusehen, wie sie baden.“

Es ist eine wahre Pracht, wie das Wasser heute so warm ist und die Steine von der Sonne so herrlich geheizt sind. Oh, nicht gegen eine goldene Badewanne, mit lauter Rosenwasser gefüllt, würden unsere Knaben ihren lieben felsigen Badplatz tauschen! O diese Freude, so nach und nach bis an den Hals hineinzugehen, bis das Wasser dich hebt und trägt, und dann hinüberzuschwimmen unter die Felsen und den breiten Wasserstrahl so recht derb sich auf den Kopf fallen zu lassen!

Professorhänschen, das gute, wasserscheue Männlein, bekommt selber ein heimlich Gelüste, indem er, auf einem Tuffsteinblock sitzend, dem lustigen, lärmenden Treiben der andern zusieht.

„Nu, mach!“ ruft ihm Wilhelm zu, „komm auch, Hans!“

Das Rauschen des Wehrs übertönt Hänschens Antwort. Aber er schüttelt mit dem Kopfe. Wilhelm lässt ihn stehen und schwimmt wieder zu den Felsen hinüber. Er tut sich auf seine Schwimmkunst viel zugute und hat schon oft erzählt, wie ihn Papa schwimmen gelehrt habe oben an der Falle. Hineingeworfen

hab' er ihn da, wo das Wasser gewiss vierundzwanzig Schuh tief sei, und dort habe er schwimmen gelernt. Ja, das sei gewesen, oh, er denke seiner Lebtage daran.

Drüben kauert der Hansjokebli im Gestein und sucht und sucht. Jetzt jubelt er: „Hurra, eine Groppe, eine Groppe! Oh, hat die einen dicken Kopf! Die wird gebacken!“

„Ja, ja, backen, Fische fangen, Feuer machen, Äpfel braten!“ schreien die übrigen, und nun beginnt eine Fischjagd, die ihresgleichen in der ganzen Weltgeschichte nicht hat. Jeder wählt sich ein Plätzchen, hebt einen Stein nach dem andern sorgfältig auf, die gefangenen Groppen werden vorläufig in ein kleines Gräblein geworfen, wo sie nicht entfliehen können, und in einer halben Stunde sind schon mehr als dreissig gefangen. Das gibt ein herrliches Mahl! Oh!

Müllerhans zieht sich an, eilt heim und holt Kartoffeln, Salz, eine Gabel und Zündhölzchen und macht nun mit Konrad aus angeschwemmtem weissem, springdürrem Holz ein lustig Feuerlein.

Professorhans ist von der ganzen Herrlichkeit durch das Wasser getrennt, denn die Buben sind auf einer grossen Kiesinsel mitten im Flussbett. Es gelüstet ihn fast das Herz ab, auch beim Feuer zu sein. Er fasst einen Entschluss. Er geht ans Wasser, hält eine Rute hinein und misst die Höhe des Wasserstandes, hält dann die Rute zur Vergleichung an sein Bein und sieht, dass ihm das Wasser ungefähr bis an die Wade geht. Es fängt an zu arbeiten in ihm; sein Herz klopft stark und stärker, seine Backen werden rot und röter beim Gedanken, wie er fast und fast sich getraue, hinüberzugehen.

Sie sitzen schon alle um das Feuer wie eine Schar Wilde von Tonga-Tabu, es ist eine grosse Freudigkeit dort drüben. Auf einmal ruft Müllerhans: „Seht, seht, er kommt!“

Alle fahren auf. „Wer kommt?“ Doch kein Feind? Nein, Professorhans kommt. „Wirklich?“ „Ja gewiss!“

Er hat schon einige Schritte ins Wasser getan; bis dahin war noch Sandboden. Nun aber beginnt Kiesboden, scharfer, böser, schlüpfriger Kiesboden. Professorhans verzieht schmerzlich sein Gesicht, denn seine Füße haben keine Hornhaut wie die Füße der Dorfbuben, die auf dem Kies herumrennen wie auf glattem Stubenboden. Hans schreit und schwankt. Wilhelm empfindet das erstemal eine gewisse Freude an seinem Vetter, der doch wenigstens hier etwas Mut zeigt; er springt hinüber und führt den Vetter noch vollends ans Ufer, aber etwas zu rasch, denn dieser stösst sich an den Kieseln halb die Zehen ab. Die Schuhe hat Hans aber vergessen mitzunehmen. Wilhelm holt sie ihm, und nun gehts wieder besser; Hans lacht vergnügt und naht sich mit einer gewissen Keckheit dem Feuer, denn er hat ja Grosses geleistet.

„Das war brav von dir, Stadthans,“ sagt Hansjokebli und schlägt ihm mit der tropfnassen Hand lobend auf den prächtigen Spitzenkragen.

„Ja, aber er muss auch zwei Groppen fangen,“ ruft Christen.

„Ja, wo hats?“ fragt Professorhans aufgeregt.

„Such nurl!“ lacht Müllerhans, „meinst du, die strecken die Köpfe nur so hervor? Such nurl!“

Professorhans entschliesst sich seufzend, wieder die Schuhe auszuziehen, geht ins Wasser, lüpfte einen grossen Stein auf — es ist wirklich eine mächtige Groppe drunter.

„Da ist eine!“ schreit er aus vollem Halse und sieht zum Feuer hinüber.

„Bring sie her!“

Hans sieht wieder ins Wasser, bückt sich, aber die Groppe ist fort. Ein anderer Stein wird aufgedeckt, es ist nichts darunter; es werden noch vier, fünf Steine aufgedeckt. Endlich liegt wieder eine Groppe da, Professorhans fährt darnach. „Ich hab' sie, ich hab' sie!“ jubelt er und hält die Gefangene triumphierend in die Höhe, steigt hinaus, um sie zum Braten zu bringen, tritt

auf einen spitzen Stein, schreit auf und lässt die Groppe fallen. Die zappelt stark auf den heissen Steinen; er hascht wieder nach ihr, wühlt in den Steinen und kommt stark in Hitze. Endlich fasst er den Fisch wieder und bringt nun seinen Anteil freudig zum Feuer.

„So, jetzt noch eine!“ heisst es.

„Ach, noch eine?“

„Ja, versteht sich.“

„Also noch eine.“

Während die Knaben im Fluss unten auf solche Weise sich vergnügen, ist oben auf der Wiese der Heuwagen gekommen, und die Leute laden auf über Hals und Kopf. Warum so hastig? Ja, sieh nur zum Berg hinauf! Da wälzt sich eine breite, glänzendweisse Wolkenmasse herauf, zieht über die Sonne, kommt höher und höher, breitet sich aus, und hinterm Walde donnerts schon. Das Heu trocken unter Dach zu bringen, eilen sie so.

Aber die Fischbräter unten merken nichts; die sind ganz vertieft in ihre Mahlzeit, und der Rauch des Feuerleins verdeckt ihnen die Gewitterwolken, und das Rauschen des Wassers über-tönt ihnen den Donner, der nun näher und näher kommt. Von allen Seiten schieben sich Wolkenmassen zusammen; drüben in den Weinbergen regnets schon. Gretchen und Berta rechen Heu zusammen aus Leibeskräften. Berta ist seelenvergnügt über die Verwirrung, und wie der erste schwere Tropfen auf ihre Stirn fällt, jubelt sie laut auf. Denn Gewitter liebt Berta sehr und Gretchen auch. Die Männer laden und laden, die Weiber rechen und rechen, das Futter türmt sich hoch empor; nun erhebt sich der Wind und jagt schwere Staubwolken die Landstrasse hinaus, die Wetterfahnen krächzen auf der Scheune drüben, wie wenn sie riefen: „Kommt heim, kommt heim!“

Jetzt wird der schwere Wiesbaum aufgebunden, jetzt rechen die Weiber von den Seiten des Fuders das hervorthängende Heu herab, jetzt ziehen die grossen schwarzen Müllerrosse an, und

fort gehts aus der Wiese gegen die Strasse hinauf. Immer ärger saust der Wind, immer näher kommt der Donner.

Professorhans' nagt eben an seiner gebratenen Groppe, als ein Schlag ihm die Ohren betäubt, so laut, so furchtbar und so nahe, dass er seinen Fisch fallen lässt. Auch die andern fahren entsetzt auf. Ein betäubender Schwefelgeruch umzieht sie, und eine grosse Tanne, die über ihnen an der Mauer steht, ist vom Blitz getroffen, geborsten von unten bis oben. Einen Augenblick Ruhe wieder — und jetzt, jetzt fängts an zu rauschen in vollen Tönen, Regen, Riesel, Hagel, alles durcheinander.

Die Buben rennen nach ihren Kleidern, werfen sie schleunigst um, und fort gehts durchs Wasser gegen die Wiese hinauf, fort, die grossen Schutthaufen hinan bei der Mauer gegen die Mühle zu. Ganz durchnässt kommen sie endlich unter das Dach der Sägemühle; einer fehlt. Wer? Der Wilhelm.

Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag. Drüben sind die Rosse scheu geworden, mit dem Wagen ausgerissen und haben ihn in einen Graben geschleudert. Dort liegt er. Die Rosse sind ausgeschirrt worden, alles hat sich geflüchtet vor dem schweren Hagel. Aber Wilhelm fehlt. Konrad nimmt einen Korb über den Kopf und steigt wieder über die Mauer. Unter den Büschen sieht er etwas Weisses. Es ist Wilhelm. Er hat sich den Fuss verstaucht und kann nicht weiter. Ein Müllerknecht steigt hinab, ladet ihn auf die Schulter und bringt ihn unter Dach. Das Gewitter verzieht sich so schnell, wie es gekommen. Aber Wilhelms Schmerz verzieht sich nicht so schnell. Wie Berta endlich heimkommt, liegt Wilhelm im Bett, und der Arzt ist bei ihm. Vor einer Woche könne Wilhelm noch nicht aufstehen, hat der Arzt erklärt.

„Ach, ihr schönen Heuferien!“ jammert der Verwundete unter der Decke, „es wäre mir ja einerlei gewesen, während der Schulzeit im Bett zu liegen. Aber jetzt... Das hätt' ich nicht geglaubt, dass mir diese Ferien so verderbt würden!“

Dem armen Wilhelm verging diese Woche so entsetzlich langweilig, dass du gähnen müsstest, wollt' ich dir davon erzählen. Wir gehen daher lieber zum

Schluss.

Schulmeister Lebrecht steht wieder in der Schulstube und erklärt der wieder versammelten Gemeinde, dass zwischen zweimal zwei und Sauerkraut ein gewaltiger Unterschied sei. Aber was für einer? Es erräts niemand.

„Dummes Volk, so muss ichs dir wohl sagen! Seht, wieviel ist zweimal zwei?“

„Zweimal zwei ist vier,“ schreit der Chor.

„Richtig, und was ist das?“

„Eine Zahl!“

„Ach, warum nicht gar, keine Zahl! Das ist etwas Ausgemachtes, verstanden?“

„Ja!“

„Und Sauerkraut?“

„Das kann man essen, wenn man Speck dazu hat!“ ruft Hansjokebli vom Ofen hervor, denn er hat wieder den alten Platz und fühlt sich wohl dort.

„Was ist Sauerkraut? Sauerkraut ist...? Nun?“

„Sauerkraut ist, wenn man wieder in die Schule muss!“ sagt Gretchen.

Allgemeines Gelächter. Lebrecht lächelt selber.

„Nein, hier im Vergleich zu zweimal zwei, das etwas Ausgemachtes ist, ist Sauerkraut etwas...?“

„Eingemachtes!“ schreit des Krautschneiders Marianneli.

„Richtig, das ist der Scheidunter!“ sagt der Schulmeister befriedigt.

Indem geht die Tür auf, und an der Hand der Magd Regula hinkt Pfarrers Wilhelm mit saurem Gesicht herein.

„Der sieht auch aus wie Sauerkraut!“ ruft der unverwü-
stliche Hansjokebli.

Nun gehen die Schulstunden wieder ihren Lauf fort, und
Wilhelm nimmt sich täglich vor, in den Ernteferien den Fuss
nicht mehr zu verstauchen.

Was er aber in den Ernteferien erlebt hat, das erzähl' ich
vielleicht übers Jahr im anderen Sommer.